

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 63.

Dienstag, 16. März.

1915.

Dore.

(20. Fortsetzung.)

Roman von E. Strideberg.

Nachdruck verboten.

„Das ist ein wenig eigenmächtig gehandelt, meine Liebe, so weit sind wir wohl noch nicht!“

Dore hatte schon die Hände an der Kadel und nestelte mit zitternden Fingern an dem alttümlichen Verschluss herum.

„Ich hab' das gewußt! Ach bitte, liebe Tante, nehmen Sie mir den Schmutz wieder ab!“

„Wünschst du wirklich, daß sie ihn wieder ablegt, lieber Ottomar?“ fragte Frau von Grening ernst, aber es lag viel Zuvorsicht in ihrem Ton.

„Ja, bitte da — da ist sie“, rief Dore.

„Steden lassen!“ knurrte Herr von Grening. „Willst du sie wohl steden lassen, kleiner Unband — da ist ja nun doch nichts dagegen zu tun, wenn's die Frau erst will!“ Es sollte zornig herauskommen, aber ein tiefer Herzenston klang durch das Brummen hindurch, und er wischte sich hastig über Stirn und Augen.

„Ottomar“, flüsterte seine Gemahlin, seinen Arm nehmend, „es ist das Recht der Jugend! Gönnen es ihnen, wir waren auch einmal jung und glücklich!“

„Nun ja doch, ja doch! Er hat mir ja doch den Dolch auf die Brust gesetzt, der Schwerenöter: entweder — oder, nun, dann doch das zehntausendmal lieber als das andere!“

Was stehst du denn da, Kleine, und starrst mich so vorwurfsvoll und bänglich an? Sollst sie ja behalten, mal mußte sie ja doch verschenkt werden, und an dir sehe ich sie schon am liebsten. Du wirst sie zu schätzen wissen!“ Er klopfte ihr im Vorbeigehen zärtlich auf die Wange: „Bist ein kleiner Eigensinn, alles nimmst du gleich lässig!“

Dore schritt hinter ihnen nach dem Saal hinüber. Sie wußte nicht, was sie aus Herrn von Grenings Worten machen sollte, und sie fühlte sich im höchsten Grad unbehaglich in dem oftroyierten Schmutzstück, mit dem es doch eine eigene Bewandnis zu haben schien.

Heinz war bereits im Saal, und gerade, als Herr und Frau von Grening mit Dore eintraten, kam Riddy von der entgegengesetzten Seite, strahlend in Schönheit und Toilettenglanz, hereingerauscht. Aber Heinz sah nur Dore. Mit ausgestreckten Händen eilte er auf sie zu.

„Liebe Dore, welch reizende Überraschung, daß du da bist! Ich danke — danke dir, wenn ich auch wohl nicht annehmen darf, daß du meinetwegen gekommen bist...“ Da sah er auch die Kadel, und er stockte wie sein Vater vorhin, ein leises Rot stieg blitzschnell in sein Gesicht, seine Augen strahlten auf. „Mutter!“ stieß er hervor, die alte Dame glücklich fragend ansehend. Diese nickte ihm lächelnd zu, während sein Vater bemüht war, seine Rührung und sein Vergnügen unter der Maske widerstrebenden Unmutes zu verbergen. Dore sah ratlos verlegen von einem zum andern, und als sich jetzt wie auf Kommando die Augen

aller drei Grenings auf sie richteten, sah sie unwillkürlich nach der Kadel und deckte die Hand darüber.

„Was habt ihr denn?“ fragte Riddy, neugierig herzutretend. „Ach, Fräulein Berlich auch da? Der Schmetterling hat einmal seine Puppe verlassen und sieht sich in der Welt um.“

„Da kommt Graf Schliesen, Riddy“, unterbrach sie der alte Herr kurz, „er will dich begrüßen.“ Heinz aber ergriff hastig die Hand seiner Mutter und küßte sie bewegt und innig, und als er dann an Dore vorbeischnitt, um Schliesen zu empfangen, flüsterte er ihr schelmisch zu: „D, Dore, heute ist ein großer Tag!“

Riddy flatterte unter den Gästen umher, bald hier, bald da tauchte ihr pikantes Köpfchen mit dem brillantbesetzten Halbmond darüber auf, — nicht Dore, sie war der Schmetterling, der unastet und launenhaft umhergaufelte. Sie fühlte sich in ihrem Element, ihre Augen glühten und sprühten, ihre Schönheit war sieghafter denn je.

Zu Anfang hatte sie nur für den einen ihre Reize entfalten wollen, aber als sie nach seinem Arm gefaßt hatte: „Komm, Heinz, sei nicht fauertöpfisch, wir wollen Frieden machen!“ hatte er kühl ablehnend auf seine Hausherrnspflichten hingewiesen, die ihm nicht gestatteten, sich nur einer Dame zu widmen, und so kokettierte sie jetzt mit allen, ihm zum Trost; die Eifersucht sollte ihn packen und ihn zu ihren Füßen zwingen. Sie wollte heute siegen, — nein, vielmehr sie mußte es, — sie spielte va banque.

Als sie ihr trostloses Heim mit den unerquicklichen, häuslichen Szenen, den gegenseitigen Gefälligkeiten, dem Mangel am Nötigsten, den drängenden Gläubigern, das Heim mit aller seiner Hohlheit und Scheinvornehmheit verlassen hatte, da hatte sie sich einen Eid geschworen, nur noch einmal auf kurze Zeit dorthin zurückzukehren, um pflichtschuldigst die Brautzeit zu Hause zu verleben. Ihr graute vor diesem Leben, das ein Durchwinden, Durchlügen von einem Tage auf den anderen bedeutete, sie hatte es satt bis zum Ekel, sie wollte in ein anderes, wärmeres Nest schlüpfen, und Luise-woher war ihr gerade gut genug dazu. Den Heinz nahm sie schon mit in den Kauf, er war ein allzu gutmütiger, etwas sentimentaler, philiströser Junge, dazu mit einer tüchtigen Portion Eigensinn begabt, — aber wenn sie ihn nur erst hatte, ihr Kopf war noch eiserner als seiner, und die alberne Weichmütigkeit würde sie ihm schon abgewöhnen. Die adelmütigen, törichtesten Prinzipien, das unbequeme Pflichtbewußtsein, sie würde das alles schon unterwerfen, — nur erst Gewalt über ihn besitzen. Außerdem war es für sie, die keine andere Mitgift als ihre Schönheit besaß, auch die höchste Zeit, einen Mann einzufangen. Sie war Mitte der Zwanzig, und auf ihrer weißen Stirn zwischen den Augen begann bereits ein kleines Fältchen sich einzunisten, — und dann — die Gesellschaft hatte begonnen, sie zu durchschauen, sie fallen zu lassen. So war sie entschlossen, an diesem Abend zum Ziel zu gelangen, —

einen würde sie heut besiegen, Heinz oder einen anderen, — aber am liebsten Heinz.

Doch der kümmerte sich gar nicht um sie. Einen Augenblick hatte er an einer Säule gelehnt gestanden und sie beobachtet, und dabei hatte er in seinem Innern nicht begreifen können, daß die Natur oft so viel Schönheit aufwendet, lediglich, daß schändlicher Mißbrauch damit getrieben werden kann. Er war sehend geworden, und er durchschaute die raffinierte Kofetterie seiner Cousine. Angewidert wandte er sich von ihr, und als jetzt Schließen, der von Biddy wieder völlig bezaubert war, ihm im Vorbeigehen ein begeistertes „Superbes Geschöpf!“ zuraunte, hielt er ihn am Armel fest: „Hören Sie, Schließen, nehmen Sie sich in acht, ich warne Sie.“

„O, ich soll Ihnen nicht ins Gehege kommen . . .“

„Nein“ — Heinz bewegte gleichmütig die Schultern — „wahrhaftig nicht . . . ich verzichte. Aber ich rate Ihnen, spielen Sie nicht mit dem Feuer, es brennt.“

„Keine Sorge“, meinte Schließen leicht hin, „wie Sie wissen, bin ich so gut wie engagiert.“

Heinz wandte sich achselzuckend ab, und um den Ekel loszuwerden, suchten seine Augen wieder die eine Keine, Goldselige, Geliebte. Sie stand still in all ihrer mädchenhaften Anmut neben seiner Mutter. Das weiße Gewand kleidete sie vorzüglich; es paßte zu ihrer liebrenden, schlichten Erscheinung, aber obwohl ihre zierliche Gestalt ganz und gar nichts Imponierendes an sich hatte, besaß ihr Auftreten doch einen vornehmen Takt und eine natürliche bescheidene Würde, die sich sofort Beachtung und Respekt erzwingen. Dort alles Kunst und Raffinement — hier Echtheit, Wahrheit, Natur. Ein Gefühl stolzen Glückes durchrieselte ihn; er dachte in diesem Augenblick nicht daran, daß sie ihm noch nicht gehörte und vielleicht niemals gehören würde, er fühlte nur, daß er sie nicht lassen könnte und sie trotz alledem sein war.

Die meisten der Gäste kannten sie schon lange, sie wußten, daß sie den Grenings wie eine Tochter lieb war, und sie waren dem lebenswürdigen jungen Mädchen mehr oder minder zugetan, sie achteten es vornehmlich um seines tapferen Strebens willen hoch. Die Herrschaften waren nicht gewöhnt, eine junge Dame aus ihren Kreisen sich selber mutig und kraftvoll ihren Weg durchs Leben bahnen zu sehen; die kleine Gärtnerin imponierte ihnen gewaltig, und besonders angenehm berührte es sie, daß ein in seiner Art so bedeutendes Mädchen so bescheiden zurückhaltend war. Mit ihren Töchtern verband Dore größtenteils eine Duzfreundschaft aus den Kinderjahren her, und die jungen adeligen Damen sahen zu der kleinen Gärtnerin auf wie zu einer älteren, verständigen Schwester, obwohl sie jünger war als manche unter ihnen. Alle waren seit Jahren an die Binde um Dores Stirn gewöhnt, und sie kannten auch die traurige Veranlassung zu ihrem Leiden; so verletzte nie ein taktloses Wort Dore.

Gerade als Heinz hinter den Säulen entlang schritt, um zu ihr zu gelangen, hörte er die alte Erzählung Bühler zu Frau von Dangerau, die Dore zum erstenmal sah, sagen: „Das ist also unsere ‚Berühmtheit‘, unsere kleine Gärtnerin. Ist sie nicht ein liebes Geschöpf? Jammer schade, daß sie nur das eine Auge hat.“

Er hielt unwillkürlich im Weitergehen inne.

„Ja, freilich ist sie zu beklagen! Aber es ist merkwürdig, wie schnell man sich bei ihr an den schwarzen Streifen gewöhnt; der Zauber ihrer Persönlichkeit nimmt einen sofort derartig gefangen, daß man ihren Fehler gar nicht mehr bemerkt. Allerdings glaube ich, daß sie sich nicht leicht verheiraten wird, — die Männer denken anders als wir.“

„Ich kann mir nicht denken, daß sie großen Wert aufs Heiraten legt, — würde sie dann wohl bei ihrer Jugend mit so viel Ernst einen Veruf ergriffen haben? Ein Mädchen wie Dore Werlich wäre auch töricht, wenn

sie, nur um zu heiraten, einen Durchschnittsheimann nähme. Ich wünschte, ich könnte das von meinen Töchtern auch sagen! Die Werlich steht doch eigentlich viel freier und gesicherter da als alle unsere Mädchen, und dabei ist sie eine Waise ohne Vermögen und Anhang. Übrigens weiß ich sicher, daß Adelheid von Grening auch wünscht, ihre Pflögetochter verheiratete sich nicht und bliebe bei ihr, solange sie lebt . . .“

Heinz lächelte im Weitergehen. „Da könnt ihr recht haben, meine Damen, aber in etwas anderem Sinn, als ihr denkt.“ Und das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit mit Dore und der geheimen Zustimmung seiner Eltern erfüllte ihn mit einem beinahe knabenhaften Übermut.

Als er sich Dore näherte, sah er, daß Biddy neben ihm nun schon genugsam bekannten schadenfrohen Lächeln von ihr ging, und er bemerkte, daß Dore blaß war und in die Lippen biß. „Was ist dir, Dore?“ fragte er bestürzt, „hat dir Biddy wieder weh getan?“

„Nein! Sie hat nur gefragt, woher ich plötzlich die schöne Nadel habe, ob . . .“ sie stockte.

„Nun, ob? . . .“

„Ob du mir vielleicht so kostbare Geschenke machst? Du mußt zugeben, daß sie ein Recht hat, sich zu wundern, wie ich zu so wertvollen Schmucksachen komme.“ Sie hielt inne wie in Nachdenken und fragte dann dringend: „Sage mir, Heinz, welche Verwandnis hat es mit dieser Nadel?“

„Ich weiß nicht“, sagte er, lächelnd die Schultern hehend.

„Dann trage ich sie nicht einen Augenblick länger, wenn du es mir nicht sagst.“ Er hielt ihre Hand fest, die nach der Nadel fassen wollte.

„Du darfst sie nicht abnehmen, Dore“, sagte er beschwörend, „wenigstens bis morgen mußt du sie behalten. Dann will ich dir auch alles erklären, was du zu wissen begehrt, und du magst entscheiden, ob du sie weiter tragen willst oder nicht.“

„Die Ungewißheit ist unerträglich.“

Er hielt noch immer ihre Hand und preßte sie zärtlich.

„Wollt ihr zur Polonaise antreten?“ höhnte Biddy, die an Schließens Arm an ihnen vorüberschritt.

„Roman, Dore“, drängte Heinz, „sie soll das Vergnügen haben, uns tanzen zu sehen.“

Dore tanzte, trotzdem sie es leidenschaftlich gern tat, nur selten, weil sie sich vor zu starkem Erhitzen in acht nehmen mußte. Vom Saal her tönten die verlockenden Klänge eines Straußschen Walzers, — o, mit ihm dahin zu fliegen, ein einziges Mal nur. Aber Heinz hatte noch gar nicht getanzt, er durfte seine Hausherrnpflichten nicht verlegen. Sie schüttelte energisch den Kopf.

„Das geht nicht, Heinz, daß du mit deiner Schwester zuerst tanzt, du mußt erst deine Pflichttänze absolvieren.“

„Ich habe keine Schwester mehr“, lachte er, „und seitdem sie mir mein „Almosen“ so zornig vor die Füße geworfen hat, auch keine Freundin. Fortan stehen sich das Fräulein Werlich und der Heinz Grening gegenüber. Werden Sie es wagen, mir hier vor aller Augen einen Korb zu geben, gnädiges Fräulein?“

Er machte ihr eine ganz vorchriftsmäßige Verbeugung, aber er zwinkerte sie dabei schelmisch an. „Dore“, raunte er, „ich tanze den ganzen Abend nicht einen Schritt, wenn du mich ausschlägst, — mein Wort darauf.“

(Fortsetzung folgt.)



Individualität ist überall zu schonen und zu ehren als Wurzel jedes Guten. Jean Paul.

Aus dem Leben eines Feldpfarrers.

Von G. Müller (Emmerich).

Das nächste „Monatsblatt des Evangelischen Bundes“ bringt vom westlichen Kriegsschauplatz folgendes ernstes Stimmungsbild von den furchtbar schweren, aber siegreichen Kämpfen, die zuletzt in der „Winterschlacht in der Champagne“ ihren Gipfelpunkt erreichten.

....., 26. Februar 1915.

Die täglichen, wenn auch vergeblichen französischen Angriffe auf unsere Division bedeuten für die Sanitätskompanie eine überaus anstrengende Zeit. Schier übermenschliches leisten neben den Ärzten vor allem die Krankenträger und Wärter, die Tag und Nacht ihren schweren Dienst ausüben und oft nur für einen Augenblick die Augen schließen können. Aus ihren Unterständen telefonieren die Truppen der Sanitätskompanie die Zahl der Verwundeten. Nachts schickt die Kompanie ihre Krankenträger und Wagen hinaus, um die Verwundeten zum Hauptverbandplatz nach ... zu bringen. Hier ist also für die Ärzte der Kompanie nachts die Haupttätigkeit. Fast jeder Verband wird frisch angelegt, zum mindesten nachgesehen. Dann werden die Leute in verschiedenen Räumen, hauptsächlich in einer riesengroßen Scheune, untergebracht, in der Stroh aufgeschichtet ist, und hier bleiben sie liegen, bis es möglich ist, meist erst von Mittag an, sie mittels Wagen oder Autos in Lazarette zu überführen. Bis dahin ist dann die Zeit zu benutzen, bei allen rundzugehen. Ein saures Stück Arbeit! In all dem Stöhnen, bei dem Anblick so vieler Verwundeter immer wieder aufrichten, trösten, helfen, was das an solcher Stelle heißen will, weiß nur der, der es getan hat. Schlagen nun gar in ein Nachbargebäude die Granaten ein, dann heißt es doppelt beruhigen. Es winkt mich einer heran und zeigt auf seinen Mund, er möchte trinken. Schon will ich Wasser holen, da sehe ich, er hat einen Rauchschuß. Schnell laufe ich hinüber zum Arzt, darf ich ihm zu trinken geben? Nein, es darf nichts gegeben werden, wahrscheinlich wird er sterben, immerhin ist es möglich, daß er durchkommt. Zu ihm zurückgekehrt, sehe ich ein Stück weißer Spitze angefeuchtet auf seiner Stirn liegen, Gott weiß, wo es herkommt. Ich tauche es in frisches Wasser, Intee mich zu ihm ins Stroh, und feuchte seine Lippen. Seine Hände krampfen sich fest in meine: geben Sie mir Wasser, die Sanitäter geben mir nichts, nur einen, nur einen einzigen Schluck! Und dann: lesen Sie mir aus der Bibel vor. Meine Hände aber läßt er nicht los und so sagen wir gemeinsam, was wir in der Schule lernten: Psalmen, Sprüche, Kirchenlieder, wohl eine halbe Stunde lang, um den brennenden Durst zu vergessen. Dann ruft die Pflicht, Wiederbegrübungen sind angeordnet. In der Tür drehe ich mich noch einmal um, umfänglich traurig steht er mir nach, leise ruft er: nur einen Schluck. Zwei Tage hat er so gelegen, dann konnte er weiter gebracht werden, vielleicht gelingt es, ihn am Leben zu erhalten.

Die Schwerverwundeten und Gestorbenen werden in die Kirche gebracht. Was hat die Kirche nicht alles gesehen! Seit September steht ja hier der Kampf. Die Seitenschiffe sind in besondere Räume eingeteilt, in denen unsere braven Feldgrauen, wenn sie aus dem Schützengraben kommen, sich waschen und baden können. — Im Mittelschiff liegen nach einer Kampfnacht Schwerverwundete und Tote bis hinauf zum Chor, Deutsche und Franzosen durcheinander. Die Kirche liegt in der Schuttrichtung der französischen Artillerie, und oft fliegen Granaten über sie hinweg oder fallen vor ihr nieder, ohne daß sie merkwürdigerweise bisher getroffen wurde. Beim letzten Gottesdienst, den wir hier hielten, lagen einige tote Franzosen unter uns. Was das Auge da sah, war eine so machtvolle Predigt, wie sie der berechtete Mund nicht machtvoller hätte halten können.

Von hier aus bringen wir die Toten — Freund wie Feind — unter Geleite zum nahegelegenen Soldatenkirchhof. Wieviel Unvergessliches erlebt man hier! Die letzte Beerdigungsfeier galt zwei sächsischen Musiketieren. Der Kompanieführer sagt mir, sie seien so dankbar, daß ein Pfarrer die Beerdigung vornehme, bisher hätte noch nie ein Pfarrer bei der Beerdigung eines Kompaniekameraden zugegen sein können. In dem Augenblick, in dem sich die Kompanie um die beiden Gräber schart, beginnt ein französischer Angriff. Heftiger und heftiger wird der Geschützdonner, gegen den die

menschliche Stimme nur schwer ankommt. Und doch war damit nur das zu Sagende gegeben: Vor uns der Donner der Kanonen, zur rechten die Abendsonne! Hier der Kampf, da der Friede! Hier die Menschen, da Gott! Aber so gewiß die Sonne bleibt, wenn der Kampf vorüber ist, so gewiß bleibt Gott, wenn wir Menschen nicht mehr sind. Darum jetzt die Herzen empor zu ihm. Der Tod der beiden Kameraden beugt uns nicht, weil wir wissen, jetzt und immerdar, Herr, unser Gott, bist du unsere Zuflucht! — Zum Schluß spricht der Kompanieführer, ein Leutnant, nennt die Gefallenen mit Namen und dankt ihnen in ergreifenden Worten für das, was sie der Kompanie, für das, was sie dem Vaterland gewesen sind. — Als wir zurückkehren, wird alarmiert. In den Höllentönen der Geschütze mischt sich jetzt das Gewehrfeuer. Bekannten drückt man noch einmal die Hand, man weiß nicht, ob man sich wieder sieht. Die Leute treten an, einzelne kommen noch an den Pfarrer heran mit einem Anliegen, es ist eine Stunde, in der man von fieberhafter Aufregung erfaßt wird. Sehr gut versteht ein Major seine Kompanie zu paden, im Heranreiten ruft er ihnen zu: „Leute, es geht noch einmal los, rüht euch.“ Sofort ist die richtige Stimmung da, die Gesichter zeigen feste Entschlossenheit. In großer Eile rücken die Truppen ab, während in der Nähe der Kirche bereits wieder einzelne Granaten plagen. — Ich reite die gegenüberliegende Höhe hinauf, um noch am Spätabend die Lazarette meines Wohnortes besuchen zu können. Oben angelangt, wird noch einmal Halt gemacht: weithin ist im Glanz der untergehenden Sonne die ganze Linie, auf der der Kampf entbrannt ist, zu sehen. Die aufsteigenden Rauchwolken zeigen sie in dem sonst so toten Schlachtfeld an. Ein schauriges Bild! Da lernt man Körners Schlachtgebet verstehen: „Brüllend umwölkt mich der Dampf der Geschütze, sprühend umzuden mich rasselnde Mähe.“ Die Gedanken sind dort bei den kämpfenden Brüdern, alles andere versinkt. Heiß steigt's zum Herzen: Herr Gott, hilf! Vater, ich rufe dich!

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Eine Delila-Geschichte aus dem Felde. Im Kriege heißt es die Augen offen halten, und so läuft denn auch Gott Amor, wenn er sich einmal in die Schützengräben verirrt, dort ohne die obligate Binde herum. Eine reizende kleine Geschichte über dieses Thema, die noch dadurch an Reiz gewinnt, daß sie aus dem Feldpostbriefe eines katholischen Geistlichen stammt, wird im „Dortm. General-Anzeiger“ veröffentlicht. Hier ist sie: Für dieses Mal eine kleine Delilageschichte. Herr Redakteur, Sie und Ihre Leser sind doch hoffentlich so bibelfest, zu wissen, daß Delila die Philisterfrau Samsons gewesen ist, die diesem das Geheimnis seiner Stärke entwand. Die Geschichte ist schon ziemlich lange her, aber das Geschlecht der Delilas ist noch nicht ausgestorben. War da nämlich ein einquartierter Gefreiter einer französischen Dulcinea insofern auf den Leim eingegangen, als er sich im ersten Stadium regelrechter Verliebtheit befand. Er hatte Ruhetag, und der französische Rotwein floss für ihn reichlich. Da fragte ihn chère Jannette ganz unvermittelt: „Du, Schatz, weißt du auch noch richtig der Parole, wenn du nachher aufziehen mußt auf das Bach?“ — Wenn diese Falle nicht gut angelegt war, dann ist nie eine Falle gut angelegt gewesen. Indessen steht dem Deutschen das Vaterland nicht nur über der Partei, sondern auch über der aller schönsten Liebe, und „besaufen“ tut sich ein königlich Preussischer Gefreiter im Dienst und außer Dienst niemals. Anscheinend harmlos erfolgte die Antwort: „Gewiß, die Parole ist heute Hindenburg.“ Keine Miene verzog der Gefreite, als habe er etwas gemerkt, aber auch chère Jannette tat, als wenn sie nicht ein Wässerchen hätte trüben wollen. Selbstverständlich war die Parole Hindenburg, und der Gefreite, der nicht auf den Kopf gefallen war, dafür aber um so heißere Sehnsucht nach dem Eisernen Kreuz hegte, meldete die Geschichte gleich nach seiner Rückkehr und bat, einen bestimmten Posten beziehen zu dürfen. Einige Nachstunden vergingen und es passierte nichts. Dann aber, so gegen 1 Uhr, tauchten gleich fünf „Feldgrauen“ auf, allerdings trugen zwei Infanteristen Artilleriehelme. Unser Gefreiter: „Halt, wer da?“ — Patrouille: „Parole Hindenburg.“ — „Gut, passieren!“ — Und diese famose Patrouille passierte, bis sie außer Sichtweite prompt „in Empfang“ genommen

wurde. Diese „Patrouille“ wiederholte sich sogar dreimal mit demselben Erfolge. Der Fang war ausgezeichnet, denn es waren einige französische Offiziere und einige Geniesoldaten zum Minenlegen, die unter dem Schutze der Nacht und des Regens ihre Sache auszuführen hofften. Der Gefangene bekam natürlich sein eisernes Kreuz für die große Überlegung und Geistesgegenwart, die er in „schwarzer“ Stunde bewiesen hatte. So hat also die „Parole Hindenburg“ selbst in Frankreich gezogen. Allein mit der Liebe bei chère Jannette war es aus und sie wird gewiß bis an ihr seliges Ende die falschen Teufel hassen mit dem ganzen Hasse einer französischen Patriotin. — Und das ist eine starke Dosis

S. & H.

Siber vom Winterkrieg am Pruth. Der Kriegsbericht-erhalter Martin S. Donohoe hat mit besonderer Erlaubnis der russischen Heeresleitung Ende Februar die russischen Stellungen am linken Ufer des Pruth besucht und zeichnet anschauliche Bilder des Krieges von dem weißen Hintergrund dieser schneebedeckten Landschaft ab. „Es war ein kalter Tag, obwohl die Sonne zum erstenmal seit Wochen strahlte und einen schillernden Glanz in das helle Licht auf den weißen Fluren mischte. Von Bojan aus, der österreichischen Eisenbahnstation an der Linie Czernowit, die Ramorniza in Rumänien gegenüber liegt, fließt der Pruth in Windungen ostwärts und südwärts, und sein Tal trennt hier die beiden feindlichen Heere. Die Flußufer sind mit dünnem Schnee bedeckt, dessen saßle Zweiglein braun gegen die weiße Decke stehen. Die Vorposten der Russen und Österreicher haben sich zu beiden Seiten des Ufers so behaglich, wie es geht, eingegraben. Zu meiner Rechten erhebt sich, wie ich so den Fluß hinuntersehe, in einem scharfen Anstieg das weite Plateau, das Czernowit beherrscht. Hier haben schwere Kämpfe zwischen Österreichern und Russen zu Anfang des Krieges stattgefunden, und das Schlachtfeld jener Tage ist jetzt ein unübersehbarer Friedhof, auf dem Hunderte von Kreuzen aus dem Schnee herausragen und zeigen, wo tapfere Krieger schlafen.“ Der Berichtserhalter wurde von den Russen gastfreundlich aufgenommen; sie teilten mit ihm im tiefen Schützengraben ihr Meiskrot und ihre Gemüsesuppe; die Leute, die nicht gerade Wache hatten, vertrieben sich die Zeit mit Kartenspielen, Zigarettenrauchen oder entlockten der Mundharmonika, diesem Lieblingsinstrument der Soldaten des Zaren, wehmütige Weisen. Als sich die Nachricht verbreitete, daß ein ausländischer Berichtserhalter gekommen sei, um die Soldaten zu besuchen, erregte das großes Aufsehen, und in den Dorfstraßen folgten ihm zahlreiche Gruppen von Leuten, die ihn anstarrten. „Vom Kriegsführen war an diesem Tage nicht viel zu merken. Unten an den Flußufern wechselten russische und österreichische Wachen hin und da ein paar Schüsse, und das Krachen der Gewehre erweckte ein Echo in der dünnen scharfen Winterluft. Das war alles. Hinter dem Dorf beginnt die Hauptstraße, die zu den Grenzen des russischen Reiches führt. Aber die Straße verliert sich bald in dem weiten Schneewer, das sich endlos bis zum Horizont dehnt. Jenseits des Pruth, auf der österreichischen Seite, die gleiche weiße einformige Ebene, nur selten von ein paar laublosen kahlen Bäumen unterbrochen, hin und da die Strohdächer eines Dorfes, wie schmutzige Flecke auf dem Schnee. Von einem Hügel aus, wo ich einen weiteren Anblick erhoffte, fand ich nur Schnee und wieder Schnee, so weit das Auge reicht. In der Ferne war Czernowit von meinem hohen Hügel her sichtbar; es lag etwa 20 Kilometer entfernt unter den Strahlen der tiefer herabfallenden Sonne; die Kuppel der Kathedrale glänzte in einem hämmrigen Silberlicht. Was mir am meisten auffiel, war die ungeheure Zahl von Krähen, die dem Heer folgen, weil sie bereits die schreckliche Mahlzeit wittern, die ihnen der Krieg vorwirft. Tausende dieser Schwärme der Dämonen folgten den Russen. Mit düsterem Flügelklappe und heiser schrilltem Geschrei schwebten sie am Himmel dahin wie schwarze Wolken, geisterhaft im Abendlicht wie Gespenster des Todes, die kommenden Unheil ankündeten. Die Nacht fiel allmählich über das Dorf in der Bukowina. Die Sterne zogen empor am kalten stahlblauen Himmel in ihrer unermesslichen Pracht; die Hunde schlugen an beim Anrufen der vorbeiziehenden Patrouille, und in den Gräben lagen die Soldaten in dumpfem Schummer oder luden ihre Gewehre.“

Die „laufenden Tees“ in Paris. Wir erfahren über das neutrale Ausland aus Paris: Hier ist es bitter kalt, und täglich ergeht der Aufruf in den Zeitungen, mit den Kohlen zu sparen. In allen Häusern, in denen sonst der Kamin, oder in den neueren Wohnungen, in denen die Zentralheizung die Wärme spendete, ist ein Kahlraum, der das Blut in den Adern erfriert. Wie soll man sich gegen die Kälte schützen, zumal der Winter gerade dieses Jahr gar so hart und unerbitt-

lich ist? Hier in Paris ist man erfindereich, und in einer sehr schönen Halle auf dem Boulevard ist eine Teestube eingerichtet. Auf kleinen Tischen stehen die zierlichsten Tassen, die eine heiße, dampfende Flüssigkeit enthalten. Vielfach ist Rum oder Cognac in dem Tee, was man sonst in Paris gar nicht liebt. Und neben den Tischen stehen winzige Stühle, kleine und wenig Stühle, denn man zieht es vor, in der Halle zu wandeln. Eine Kapelle macht Musik, meistens zum Zweck des Croix Rouge, zuweilen aber ist das Konzert auch nur eine Zugabe. Die Damen, die nicht aufhören, sich nach der neuen Mode in Schottisch und Graublau zu kleiden, zeigen die Errungenschaften der jetzigen Zeit. Wenig Trauer sieht man, denn die Französinen ziehen es vielfach vor, nur durch ein Band anzudeuten, daß sie einen Rahesiehenden auf dem Felde der Ehre verloren haben. Und nur gar selten einen Mann, der nicht in Uniform ist. Die Soldaten und Offiziere spielen eine große Rolle, sie werden von den Damen bedient — und ausgefragt. Die Verwundeten sind die einzigen, die auf den Stühlen an der Heizung sitzen, alles andere promeniert, erzählt, lacht und plaudert. Man spricht vom Krieg und nur vom Kriege und betrachtet die Kleider, die Hüte, denn trotz der Kälte und trotz des Windes, der erschauernd bläst, tragen die Pariserinnen bereits alle die neuen Frühjahrskleider.

Von der Seeschlacht von Santa Maria, die ein unvergängliches Ruhmesblatt in der Geschichte der jungen deutschen Flotte ist, erzählen Briefe des Geschwaderpfarrers der „Gneisenau“, Pastor Hans Rost, die jetzt im „Daheim“ veröffentlicht werden. Zwei von diesen Briefen lauten: „Liebe Eltern! Freitag, 30. Oktober, morgens 2 Uhr, sind uns zum erstenmal die Lichter von Valparaiso zu Gesicht gekommen, dann fuhren wir im Dunkel der Nacht zurück, den Feind zu suchen, der bei der chilenischen Küste stand. Sonntagfrüh entdeckte unsere Drachlose seine Spur, aber erst gegen 4 Uhr 15 Min. nachmittags kam er uns zu Gesicht. — Eben ist gepiffen worden: „Geschütze klar machen für die Nacht“, wie es jeden Nachmittags zwischen 4 und 4 Uhr 15 Min. ausgepiffen wird, da faust ein Oberleutnant draußen an meiner Kammer vorbei und ruft: „Pfarrer, 's geht los! Die Engländer sind da.“ — Es war mein Tischnachbar, Oberleutnant Schwede, mit dem ich vorm Jahr ausfuhr. Am 30. Oktober hatte er seinen Geburtstag gefeiert, und da war ihm vom Festredner als Hauptwunsch gesagt worden, daß bald der große Tag kommen möchte. Und nun kam der große Augenblick. — 4 Uhr 50 Min. nachmittags bin ich auf dem Hauptgeschäftsverbandsplatz. — Allerlei Gerede. Ich frage, denn bis jetzt war noch keine Zeit zu fragen, was und wer kommt. — Der Feind läuft erst weg, um sich zu sammeln, wie nach, vorläufig noch schwankend, ob zwei oder drei Schiffe da sind, da man zuerst nur den Rauch sieht. — Um 5 Uhr 37 Min. höre ich durch Leutnant R., daß es vier Schiffe sind, „Good Hope“, „Monmouth“, „Glasgow“, „Otranto“. Ich am Oberdeck, sehe ca. 15 Kilometer entfernt parallel mit uns in Kiellinie die vier Schiffe, und zwar erst vier, dann drei, dann drei oder zwei kleine, endlich zwei hohe Schornsteine (der Hilfskreuzer). — 5 Uhr 42 Min. bin ich wieder unten. 5 Uhr 46 Min. Kommando „Ferngefecht an Steuerbord“. — Mittlerweile ist's 6 Uhr 36 Min., da fallen die ersten Schüsse. — 8 Uhr 10 Min. abends bin ich bereits in meiner Kammer, um nachzusehen, ob sie noch da ist. Eine Lampenglocke ist gesprungen, eine Wasserkanne umgefallen, Weder umgefallen, aber er geht und zeigt 8 Uhr 10 Min., das war alles. — Dankbar ging ich dann nach 11 Uhr zur Ruhe. Gruß Hans.“ — Vor Valparaiso, den 3. November 1914. Sonntag, den 1. November, ein politisches Reformationsfest erlebt: 6 Uhr 26 Min. nachmittags bis 8 Uhr Gefecht zwischen „Scharnhorst“, „Gneisenau“, „Leipzig“ und „Rürnberg“ gegen „Good Hope“, „Monmouth“, „Glasgow“ und einen englischen Hilfskreuzer. Der große Kreuzer „Monmouth“ gesunken, „Good Hope“ brennend im Dunkel verschwunden, „Glasgow“ entkommen — bei uns kein Toter! „Gneisenau“ hat zwei Verwundete. — Nach drei Monaten ungeduldigen Wartens eine stolze Taill! Fröhlich hatte ich gepredigt als Reformationspredigt über Ebr. 13, 9: Es ist ein köstlich Ding, daß das Herz fest werde, welches geschieht durch Gnade. Gruß Euch allen Hans.“ Der wadere Geschwaderpfarrer, der dies schrieb, weiß übrigens nicht mehr unter den Lebenden. Wenige Tage später wurde er in der Schlacht bei den Falklandsinseln, als er sich der Pflege der Verwundeten widmete, selbst schwer verletzt und ging mit dem zusammengeschossenen Bruch der „Gneisenau“ unter.